

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 12

Artikel: Einer Mutter Sohn [Fortsetzung]
Autor: Viebig, Clara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667400>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXV. Jahrgang

Zürich, 15. März 1932

Seit 12

Frühlings Auferstehung.

(Aus dem Faust.)

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
Im Tale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorthier sendet er, fliehend, nur
Dhnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur.
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt gepukte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurückzusehen.
Aus dem hohlen, finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern;
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,

Denn sie sind selber auferstanden;
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, steh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß in Breit und Länge
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

J. W. Goethe.

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

5

Frida Lämke war nun eingesegnet, sie trug den Rock fast bis zur Erde, und als sie Wolfgang Schlieben nach langer Zeit wieder zum erstenmal begegnete, war ihr Gruß nicht mehr das vertraulich-bekannte Nicken der Kindheit.

Aber sie blieb bei dem früheren Spielgefährten stehen.

„Na, Wolfgang,“ sagte sie lachend und zugleich ein bißchen von oben herab — sie kam sich so unendlich überlegen vor — „na, was machst du denn?“

„Gut!“ Er setzte eine unternehmende Miene auf, die nicht ganz zu dem Blick seiner Augen paßte.

Sie musterte ihn: war der Wolfgang ein Kerl geworden! Aber er hielt sich so schlecht, so vornüber! „Halt dir doch gerade“, ermahnte sie und reckte ihre eigne binsengleiche Schlankeheit. „Warum machst du denn so 'n Buckel?! Und mit den Augen blinkerst, als wärst du kurzsichtig. Na, warte mal, du sollst mal bei meiner Prinzipalin kommen — au weih, die würde dir schön zurechtstutzen!“ Sie kicherte in sich hinein, ihre ganze schmale Figur schüttelte sich vor heimlicher Lachlust.

„Du bist so vergnügt“, sagte er langsam.

„Na, warum denn nicht? Meinste, so'n oller Drache kann mir die Laune verderben? Na, so dumm! Wenn sie schimpft, duck ich mich, ich sage kein Wort, aber innerlich amüsiere ich mich! Haha!“ Ihre helle Stimme klang unendlich heiter.

Wie hübsch sie war! Des Knaben dunkle Augen hefteten sich auf Frida Lämke, als hätte er sie noch nie gesehen. Auf ihrem blonden Haar, das sie nicht mehr in einem langen Zopf trug, sondern im Nacken in einen dicken Knoten, schimmerte die Sonne. Ihr Gesicht war so rund, so blühend!

„Du kommst nie mehr zu mir“, sagte er.

„Wie kann ich denn?!“ Die Achsel zuckend, tat sie wichtig. „Was meinst du wohl, was ich zu tun habe! Morgens schon vor achte 'rein mit der Stadtbahn, und dann nur zwei Stunden Tischzeit — immer 'rein, 'raus — und abends bin ich meist nie vor zehne zu Hause, oft auch noch später. Dann bin ich so müde, dann schlafe ich wie 'ne Katze. Aber Sonntags, dann läßt mir die Mutter mal ausschlafen, und nachmittags gehe ich mit Artur und Flebbe los, wir — —“

„Wo geht ihr hin?“ fragte er hastig. „Ich kann ja auch mal mitgehn!“

„Ach du!“ Sie lachte ihn aus. „Du darfst ja nicht!“

„Nein!“ Tief senkte er den Kopf.

„Na, sei man nicht traurig“, ermunterte sie und fuhr ihm mit dem Zeigefinger, an dem der schäbige Glacehandschuh an der Spitze aufgesprungen war, ums Kinn. „Dafür bist du ja auch Schüler von's Gymnasium. Artur kommt nächsten Herbst auch in die Lehre. Mutter denkt, bei'n Friseur. Und Flebbe, der lernt ja schon Ma-

trealist — sein Vater hat's ja dazu — wer weiß, der kriegt an'n Ende noch mal 'n eignes Geschäft!“

„Ja“, sagte Wolfgang eintönig in ihr Plaudern hinein. Wie verloren stand er auf der Straße, seine Bücher unter den Arm gepreßt. Ach, wie weit, wie weit war die hier, waren die alle drei nun auf einmal von ihm gerückt! Die, mit denen er einst täglich gespielt hatte, deren Hauptmann er stets gewesen war, die waren nun schon so groß, und er, er war noch ein dummer Schuljunge!

„Verflucht!“ Mit einer heftigen Gebärde schleuderte er seinen Bücherpacken von sich, daß der Riemen, der ihn zusammenhielt, sich löste. Alle Bücher und Hefte flogen auseinander und lagen voneinander gespreizt im Staub der Straße.

„Au weh, aber Wölfchen!“ Frida bückte sich ganz erschrocken und las alles eifrig zusammen.

Er half ihr nicht auffammeln. Mit einem bösen Ausdruck starrte er vor sich hin.

„Da — da hast du sie wider“, sagte das vom emfigen Rücken ganz rot gewordene Mädchen, pustete die Bücher ab und zwängte sie ihm wieder unter den Arm.

„Ich mag nicht!“ Er ließ sie wieder fallen.

„Na, du bist jut! Was fällt dir denn ein — die teuern Bücher!“ Sie konnte sich ordentlich über ihn ärgern. „Weeßt du denn nicht, daß die Geld kosten?!“

„P—!“ Er machte eine Handbewegung, wie: was macht das?! „Dann werden eben neue gekauft!“

„Wenn dein Vater auch Geld genug hat“, er-eiferte sie sich, „das 's doch nicht recht von dir, so mit die juten Sachen umzuzehn!“

Er sagte kein Wort hierauf, aber er hob nun die Bücher auf und schnallte sie wieder in den Riemen. Verlegen standen sie beide zusammen. Sie sah ihn verstohlen von der Seite an: hatte der sich aber verändert! Und er ärgerte sich über seine Heftigkeit: was sollte sie nun wohl von ihm denken?!

„Ich muß nun jehn“, sagte sie plötzlich, „sonst krieg ich nicht mal mehr mein Mittagessen jessen — au, hab' ich 'n Hunger!“ Sie legte die Hand auf den Magen: „Das wird schmecken! Mutter hat heute Pellkartoffeln und Sering!“

„Ich gehe mit!“ Seinen Schritt dem ihrigen anpassend, trabte er neben der eilig Trippelnden her.

Sie war ganz rot geworden: was würde die

Mutter sagen, wenn sie Wolfgang mitbrachte?! Nein, das ging wirklich nicht an, es war ja heute, gerade heute bei ihnen nicht ausgeräumt! Und gelogen hatte sie auch: es gab ja gar nicht Hering, nur Zwiebelsauce zu den Pellkartoffeln!

Sie genierte sich vor Wolfgang. „Nee, jeh du man nach Hause,“ sagte sie und verschanzte sich hinter einem Schmollen, „biste so lange nich bei uns gewesen, brauchste auch heute nich. Ich bin dir böse!“

„Mir böse — mir?! Was hab' ich denn getan? Ich sollte doch nicht zu euch kommen, ich durfte doch nicht — dafür kann ich doch nicht! Frida!“

Sie fing an zu rennen, blutrot im Gesicht; er rannte neben ihr her. „Frida! Frida, mir, mir kannst du doch nicht böse sein?! Och, Frida, sei doch nicht so! Frida, laß mich doch mitgehen! Nun bin ich dir endlich mal begegnet, und nun bist du so?!“

Es lag Trauer in seiner Stimme. Sie fühlte die wohl heraus, aber zugleich ärgerte sie sich; was brauchte er sich ihr so anzuflehen! Bleibe würde das auch gar nicht recht sein! Und so sagte sie schnippisch: „Wir passen ja doch nich zusammen. Jeh du nur mit deinen Fräuleins. Zu denen jehörste nu mal!“

„Sag' das noch mal — untersteh' dich!“ Grob schrie er's und hob die Hand, als wollte er ihr einen Schlag geben. „Dumme Bieraffen, was gehen die mich an?!“

Er hatte recht — das mußte sie ihm innerlich zugestehen — nie hatte er sich an einen der Backfische herangemacht, die hier rund herum in den Villen wohnten. Sie wußte es wohl, daß er sie allen vorzog, und fühlte sich geschmeichelt in ihrer Eitelkeit; besänftigend sagte sie, aber zugleich ausweichend: „Nee, Wölschen, du kannst aber doch nich mehr mit mir jehen, es paßt sich doch nu mal nich mehr!“ Und sie bot ihm die Hand: „Adieu, Wolfgang!“

Sie waren gerade zwischen dem Buschwerk eines kleinen Schmuckplatzes mit Bänken, an dem die Villen, hinter Vorgärten ganz versteckt, weit zurücklagen. Kein Mensch war in Sicht im stillen Mittagssonnenglanz. Aber wären auch Leute gekommen, es hätte ihn nicht abgehalten; mit beiden Armen packte er sie wie in einer Art von Wut: „Ich gehe mit — ich laß dich nicht!“

Unsanft mehrte sie sich: was fiel dem dummen Jungen ein?! Der war wohl verrückt?! „Laß

mich doch,“ fauchte sie wie eine kleine Katze, „läßte mich jleich los?! Au! Au! Warte man, ich sage es Jlebben, der soll dir auf 'n Kopp kommen! Laß mich doch in Ruhe!“

Er ließ sie nicht los. Ohne Wort hielt er sie umklammert, seine Bücher lagen wieder im Staub.

Wollte er sie küssen oder schlagen?! Sie wußte es nicht; aber sie hatte Angst vor ihm und wehrte sich wie sie konnte. „Du Durchbrenner“, zischte sie ihn an, „na, du bist 'n Schöner! Rennt fort von Hause, verkriecht sich im Walde! Aber sie haben dir ja doch jefriegt — ätjch!“

Er hatte sie plötzlich losgelassen; sie stand vor ihm und höhnte ihn aus. Nun hätte sie gut fortlaufen können, aber nun reizte es sie, stehenzubleiben und ihn herunterzumachen: „Durchbrenner! Auskneifer!“

Er war sehr rot geworden, den Kopf hielt er tief gesenkt.

„Wie konntste du das bloß machen?“ fuhr sie fort mit einer gewissen Grausamkeit. „Na, so dumm! Alle haben se dir ausjelaucht! Wir wollten 't absolut erst jar nich jlauben. Nee, ich sage, rennt der Bengel weg, ohne Jeld, ohne Mütze, ohne 'n Stück Brot in der Tasche! Du wollt'st wohl so nach Amerika, was?!“ Sie musterte ihn von Kopf bis zu Füßen, und dann warf sie ihren Oberkörper ein wenig hintenüber und lachte laut: „Na, so was!“

Er hob den Kopf nicht, murmelte nur vor sich hin: „Lachen sollst du nicht drüber — nein, lachen nicht!“

„Na, was denn? Vielleicht meinen? Was jeh't's mich an! Deine Mutter hat jenug jeweint, un dein Vater ist 'rumgerannt wie 'n Verrückter. Die ganzen Beamten vons Revier waren auf 'n Beinen. Sag mal, du hast wohl ordentlich Drejsche jefriegt, als sie dir nach Hause brachten am Schlafittchen?!“

„Nein!“ Er hob plötzlich den Kopf und sah ihr starr in die ein wenig böshaft funkelnden Augen.

Es war etwas in diesem Blick — ein stummer Vorwurf — das zwang sie, ihre Lider zu senken.

„Geschlagen haben sie mich nicht — das hätte ich mir auch nicht gefallen lassen — nein, geschlagen nicht!“

„Eingesperrt?“ fragte sie neugierig.

Er gab ihr keine Antwort; was sollte er

sagen?! Nein, eingesperrt hatten sie ihn nicht, er durfte frei umhergehen in Haus und Garten, auf der Straße, in der Schule — und doch, er war doch nicht frei!

Tränen schossen ihm plötzlich in die Augen; stammelnd und stoßend brachte er's heraus: „Du — du solltest — mich — nicht — nicht höhnen — Frida! Ich bin so — so —“

Er wollte sagen ‚unglücklich‘; aber das Wort kam ihm zu klein vor und auch wieder zu groß. Und er schämte sich, es laut auszusprechen. So stand er stumm, wie mit Blut übergossen; und nur Tränen, die er nicht mehr zurückhalten konnte, rollten über sein Gesicht und fielen in den Staub der Straße.

Es waren Tränen des Schmerzes und der Wut. Über ein halbes Jahr war's nun schon her — ach, schon länger — aber es drückte ihn doch noch, als wäre es gestern gewesen. Keinen Augenblick noch hatte er's vergessen, daß sie ihn eingefangen hatten mit solcher Leichtigkeit. So bald hatten sie ihn gefunden! Beim Morgen-grauen schon, noch ehe die Sonne eines neuen Tages aufgegangen war. Und eingebracht hatten sie ihn im Triumph. Was ihm eine große Tat gewesen war, ein Heldentat, das war ihnen ein Dummerjungenstreich. Die Mutter hatte wohl viel geweint, aber der Vater hatte ihn nur am Ohrläppchen gezogen: „Einmal und nicht wieder, mein Sohn, das merke dir!“

Wolfgang weinte still, aber heftig. Frida stand vor ihm und sah ihn weinen, und plötzlich schoß es auch ihr naß in die Augen — sie war doch immer seine gute Freundin gewesen. Nun weinte sie mit.

„Wölschen“, schluchzte sie, „weine man nicht! Es ist ja nicht so schlimm! Die Leute wissen schon nicht mehr davon — so was verjst sich! Zu schämen brauchst du noch lange nicht — warum denn? Daß du denen bei dir zu Hause mal ein bißchen bange gemacht hast, schadt's ja nicht! Du sagst einfach, wenn sie dir nicht zu uns lassen: „denn renne ich wieder weg!“ Komm man nächsten Sonntagnachmittag, denn gehe ich nicht mit Artur und Flebbe — nee, denn warte ich auf dich!“

Mit der einen Hand wischte sie sich die Tränen ab, mit der andern ihm.

So standen sie im hellen Sonnenglanz, inmitten von blühenden Büschen. Glieder duftete; ein Rotdornbaum und ein Goldregen streuten, geschüttelt vom leisen Mainwind, ihre

schönfarbigen Blütenblättchen über sie. Der dunkle und der blonde Kopf neigten sich dicht zueinander.

„Frida“, sagte er und faßte ihre Hand so fest, als klammerte er sich daran, „Frida, bist du mir denn wenigstens noch gut?!“

„Na, natürlich!“ Sie nickte und ließ, noch Tränen Spuren im Gesicht, gleich wieder ihr helles, frohes Lachen ertönen. „Das wäre 'ne nette Freundschaft, wenn die so rasch in die Wicken jinge! Da —!“ Sie spitzte den Mund und gab ihm einen Kuß.

Er wurde sehr verlegen, sie hatte ihm ja noch nie einen Kuß gegeben.

„Da!“ Sie gab ihm noch einen. „Un nu sei man auch wieder verjüugt, mein Junge! Es ist ja so 'n wunderschönes Wetter!“

*

„Du kommst heute spät“, sagte die Mutter, als Wolfgang, statt um eins, erst um zwei aus der Schule kam. „Du hast doch nicht etwa nachbleiben müssen?“

Ein Gefühl des Unmuts stieg in ihm auf: wie kontrollierte sie ihn doch immer! Die frohe Stimmung, in die ihn seine Freundin Frida versetzt hatte, war hin; die Fesseln drückten wieder. Aber er dachte noch viel an Frida. Am Nachmittag, beim Arbeiten, tauchte ihr Kopf mit dem dicken Haarnoten immer hinter seinem Pult auf und reckte sich über sein Buch und störte ihn; aber es war eine angenehme Störung. Schade, daß Frida so wenig Zeit mehr hatte! Wie war das doch so schön gewesen, als sie noch Kinder waren! Sie war ihm immer die Liebste gewesen, mit ihr hatte er noch besser spielen können als mit den beiden Jungen, sie hatte ihn immer verstanden und immer zu ihm gehalten — ach!

Es war ihm, als müßte er jetzt den Jungen, der damals Räuberhauptmann gespielt und sich Kartoffeln in der Asche gebraten hatte, als müßte er selbst den Jungen, der einmal so krank gewesen war, daß man ihn, als er zum ersten Male an die frische Luft sollte, im Krankenstuhl fahren mußte, als müßte er diesen Jungen so recht aus tiefster Seele beneiden. Der, der jetzt hier am Pult saß und zerstreut über seine Hefte hinweg ins Leere blinzelte, der war dieser Junge nicht mehr. Der war kein Kind mehr! Es kam Wolfgang auf einmal vor, als läge eine goldene Zeit unwiederbringlich verloren und weit hinter ihm. Als hätte er gar keine

Freuden mehr vor sich. Hatte der Prediger, zu dem er jetzt in die Konfirmandenstunde ging, nicht auch gesagt: „Ihr seid nun nicht Kinder mehr?!“ Und hatte der Prediger nicht weiter gesprochen: „Der Ernst des Lebens tritt nun bald an euch heran?!“ Ach, der war schon da!

Die Stirn gerunzelt, das zerkaute Ende des Federhalters zwischen den Zähnen, saß Wolfgang unlustig vor seiner Arbeit. Er brütete. Allerlei Gedanken kamen ihm, die er früher nie gehabt hatte; Worte fielen ihm auf einmal ein, die er noch nie so überlegt hatte. Was hatten eigentlich die in der Klasse dabei, daß sie ihn oft so sonderbar fragten?! Sie fragten nach seinen Eltern — na, was war denn an denen so Merkwürdiges?! — und wechselten dabei untereinander Blicke und sahen ihn so neugierig an! Was hatte er denn Komisches an sich?! Der Lehmann war am neugierigsten — und so unverschämt! Der hatte ihn neulich so verschmigt angepöbeln von der Seite und die Backen aufgeblasen, als müßten die plagen beim Lachen über das besonders Witzige: „Du siehst deinem Alten aber mal verflucht wenig ähnlich!“ Sah er wirklich weder Vater noch Mutter ähnlich — keinem von beiden?!

Als Wolfgang sich heute am Abend auskleidete, stand er lange vor dem Spiegel, der über seinem Waschtisch hing, ein Licht in der Hand, und hielt es bald rechts, bald links, bald höher, bald tiefer. Heller Schein fiel auf sein Gesicht. Der Spiegel war gut, gab jeden Zug treulich wider in seinem klaren Glas — aber da war keine, auch gar keine Ähnlichkeit zwischen dieser derben Nase und dem feinen Näschen der Mutter! Auch des Vaters Nase war ganz anders. Und keiner von den Eltern hatte eine so breite Stirn mit tief hineingewachsenem Haar, und auch nicht so fast zusammenstoßende Brauen — dunkle Augen hatte der Vater zwar, aber sahen sie diesen hier, die so schwarz waren, daß selbst das ganz nahe gehaltene Kerzenlicht sie nicht erhellen konnte, eigentlich ähnlich?!

Mit einer Miene der Ungewißheit wendete sich der Knabe endlich ab. Und doch war in dem Seufzer, den er jetzt ausstieß, etwas von leiser Befreiung. Wenn er ihnen äußerlich denn so wenig ähnlich sah, brauchte er sich dann zu wundern, daß er oft auch so ganz, ganz anders dachte und fühlte als sie?!

Merkwürdig, wie die Jungen in der Schule ein Abklatsch von zu Hause waren! Und wie die

großen Kerle noch ihren Müttern am Rockzipfel hingen! Da war der Kullrich, der hatte vierzehn Tage gefehlt, weil seine Mutter gestorben war, und als er zum ersten Male nachher wieder in die Schule gekommen war — eine schwarze Binde um den Nackenärmel —, war die ganze Klasse wie verdreht gewesen. Sie gingen mit ihm um, als wäre er ein rohes Ei, und sprachen ganz gedämpft, und kein Mensch machte einen Witz. Und als zufällig in der Konfirmandenstunde, in die Kullrich auch ging, der Spruch vorkam: „So euch Vater und Mutter verlassen, der Herr nimmt euch auf“, guckten sie alle wie auf Kommando nach ihm hin, und der Kullrich legte den Kopf auf seine Bibel und hob ihn die ganze Stunde nicht mehr auf. Nachher ging der Lehrer zu ihm hin und sprach lange mit ihm und legte ihm die Hand auf den Kopf.

Das war schon eine ganze Weile her, aber vergnügt war der Kullrich noch immer nicht. In der Pause, wenn alle auf dem Hof promenierten und Butterbrot aßen, stand er fern und aß nicht. War es denn so schwer, die Mutter zu entbehren?! —

Es war heute eine wundervolle Mondscheinnacht über den schweigenden Kiefern; lange, lange noch lag der Knabe im Fenster. Die Augen brannten ihm; wie ein Mückenschwarm, der dicht wie eine Wolke in der Luft auf und nieder wirbelt, schwirrten ihm die Gedanken. Woher kamen sie, woher nur so auf einmal?!

Er gab die heiße Stirn, die Brust, auf der das Nachthemd auseinander gegliitten war, dem kühlen Atem der Mainacht preis — ah, das tat gut! Das war das Beste, das Einzige, das sänsfigte, das Ruhe gab! Ha, diese freie Luft, so rein, so frisch!

Wo jetzt wohl die Cilla sein mochte?! Er hatte nie mehr von ihr gehört. Die war jetzt da, wo er auch gerne hätte sein mögen — ach, so gern! Durch die stille Nacht kam's wie schwebender Glockenklang, und er reckte die Arme und bog sich weit und weiter zum Fenster hinaus.

In dieser Nacht träumte Wolfgang so lebhaft von Cilla, daß er, als er erwachte, glaubte, sie stehe an seinem Bett, sie sei noch gar nicht fort von ihm. Aber dann sah er, als er sich die Augen gerieben hatte, daß der Platz, auf dem sie noch eben freundlich lächelnd gestanden hatte, leer war.

Nach den Schulstunden mußte er in die Kon-

firmandenstunde; nächste Ostern sollte er eingesegnet werden. Er war zwar noch etwas jung, aber Schlieben hatte zu Räte gesagt: „Er ist körperlich so sehr entwickelt. Wir können ihn doch nicht als baumstarken, wenigstens äußerlich völlig erwachsenen Menschen einsegnen lassen. Sein Alter ist übrigens auch ganz das richtige. Es ist viel besser für ihn, wenn er nicht erst zu reflektieren anfängt!“

Ob er nicht doch schon reflektierte?! Es war Räte oft, als wiche der Junge ihr aus, wenn sie ihn über die Religionsstunden befragte. Verstand der Lehrer es nicht, seine Seele zu fesseln? Doktor Baumann galt für einen ausgezeichneten Theologen, seine Predigten wurden gestürmt, es war eine besondere Vergünstigung, sich der überreichen Zahl seiner Konfirmanden anreihen zu dürfen; alle Schüler schwärmten für ihn, Leute, die er vor zehn, fünfzehn Jahren eingesegnet hatte, sprachen noch davon wie von einem Erlebnis.

Räte machte es sich zur Aufgabe, die Predigten des beliebten Geistlichen fleißig zu besuchen. Sonst war sie eigentlich nur Weihnachten und Karfreitag zur Kirche gegangen, jetzt ging sie fast alle Sonntage, ihrem Knaben zulieb, denn er mußte jetzt gehen. Sie gingen Sonntags gemeinsam aus dem Haus, fuhren gemeinsam zur Kirche, saßen nebeneinander; aber während sie dachte: „Wie geistvoll, wie durchdacht, welch ein Schwung, muß der ein jugendliches Gemüt nicht mit sich fortreißen?!“ — dachte Wolfgang: „Wär's doch nur schon aus!“ Er langweilte sich. Und noch nie war seine Seele hier aufgefliegen so wie beim Klingeln des Glöckchens, wie beim Heben der Monstranz, wie beim Dufte des Weihrauchs vor dämmernden Altären.

Es war etwas in ihm, das trieb ihn zu jener Kirche, die er einst mit Cilla besucht hatte. Wenn er zur Konfirmandenstunde ging, mußte er da unweit vorüber; aber wenn der Weg auch weiter gewesen wäre, er hätte es doch möglich gemacht, dort einzutreten. Nur ein paar Minuten, nur wenige Sekunden hier in einem Winkel stehen, nur ein paar Atemzüge tun in dieser süßen, ahnungsvollen, einlullenden Weihrauchluft! Allzeit fand er diese Kirche offen; und wenn er dann wieder hinaustrat in das Brausen Berlins, ging er durch die Straßen mit ihrem Rennen und Fahren wie einer, der aus einer andern Welt kommt. Dann achtete er nicht auf das, was man ihm vortrug an Kir-

chenlehre und Kirchengeschichte — was waren ihm Doktor Martin Luther, Calvin und andere Reformatoren?! — seine Seele war gefangen, sein Denken untergegangen in einem Gefühl dumpfer Gläubigkeit.

So gingen Sommer und Winter hin. Als die Tage längten und eine milde Sonnenwärme alle winterliche Feuchte bald zu trocknen versprach, ließ Schlieben seine Villa verputzen und neu streichen. Auch sie sollte ein festliches Kleid anziehen zu des Sohnes Festtag.

Wunderhübsch guckte das weiße Haus mit den roten Dächern und grünen Läden hinter den Kiefern hervor; es hätte fast etwas Ländliches gehabt, wären die großen Spiegelscheiben nicht gewesen und der neu angebaute Wintergarten mit seinen Palmen und blühenden Azaleen. Im Garten säte Friedrich den Rasen neu ein, und ein Gehilfe stach die Rabatten sauber ab; überall wurde gegraben und gehackt. Dreist und froh zirpten Späken überlaut; aber Papierschneepel, die, an langen Bindfäden über eingesäte Rasenflächen gespannt, im klärenden Wind flatterten, scheuchten die Frechen vom willkommenen Futter. Alle Gärten erwachten; die Rosenstämmchen waren zwar noch nicht von ihren Hüllen befreit, in denen sie aussahen wie Stroh-puppen, aber an den Obstbäumen zeigten sich die knospenden Triebe, und der Seidelbast prangte in seinen pfirsichfarbenen Blüten. Kinderwagen in Weiß und Himmelblau fuhren die Straße auf und nieder, das Baby drinnen guckte schon hinterm Gardinchen vor, und kleine Füßchen trippelten noch nebenher. Aus allen Türen kamen Bonnen und Kinder, die Knaben mit Reifen, die Mädchen mit dem Ball in dem gestrickten Netz. Rackernde Backfische zogen zum Tennis, und junge Herrchen, vom Tertianer an, machten ihnen den Hof.

Überall Helle und Heiterkeit. In den Kiefernwipfeln freudig-erregtes Rauschen, in den Weiden am Seerand ein Auf und Ab von quellendem Saft. Ein Zug von Staren zog über die Grunewaldkolonie, und jeder Vogel äugelte nieder und suchte sich aus, in welchem Kästchen der hohen Stangenkiefern es ihn am meisten gelüstete zu nisten.

Oben auf Wolfgang's Bett lag der neue Anzug ausgebreitet — schwarze Hose und Rock — zur Konfirmation. Nun sollte er ihn einmal anprobieren.

Es war ein eigentümliches Gefühl in Räte,

ein Herzzittern dabei, als sie ihm half, den ungewohnten Anzug anlegen. Bis jetzt war er immer wie ein Junge gekleidet gewesen, in Kniehose und Matrosenbluse, nun sollte er auf einmal wie ein Herr angezogen gehn. Der festlich-schwarze, feine Anzug kleidete ihn nicht; nun sah man erst, daß er derb war. Steif stand er da, die lange Hose zwängte ihn, der Rock war ihm ebenso unbequem; er machte ein unglückliches Gesicht.

„Sieh dich doch an, sieh dich doch mal an,“ sagte Käte und schob ihn vor den Spiegel.

Er sah hinein; aber er sah den Anzug nicht, er sah nur das Gesicht der Mutter, die mit ihm zu gleicher Zeit ins Glas blickte, und sah, daß da auch nicht ein einziger Zug gemeinsam war zwischen ihm und ihr.

„Wir sehen uns kein bißchen ähnlich,“ murmelte er.

„Wie — was sagst du?“ Sie hatte nicht verstanden.

Er antwortete nicht.

„Gefällt dir der Anzug nicht?“

„Scheußlich!“ Und dann starrte er zerstreut. Was hatten sie doch heute vormittag wieder gesagt? Sie hatten gestichelt! Lehmann und von Kesselborn, die mit ihm eingegnet wurden. War es darum, weil ihre Väter nicht so reich waren?! Kesselborns Vater war ein verabschiedeter Offizier, jetzt Standesbeamter, aber Kesselborn war schrecklich eingebildet auf sein „von“; und Lehmann war Kesselborns Intimus. Aber er hatte den beiden gesagt, daß er eine silberne Uhr schon seit dem achten Jahre hätte, und daß er zur Einsegnung eine echt goldene bekäme, die er dann immer, für alle Tage tragen würde — das hatte sie schmähsch geärgert!

Vor Beginn der Konfirmandenstunde war's gewesen — sie waren schon alle versammelt —, da hatte Kesselborn auf einmal gesagt: „Der Schlieben ist ein Proß“, und sich dann direkt zu ihm gewendet: „Hab' dich nur nicht so!“ Und Lehmann hatte noch zugefügt, auch recht laut, daß es alle hören mußten: „Tu dich man nicht so dicke, man weiß doch, was man weiß!“

„Was weißt du?“ Er hatte den Lehmann anspringen wollen wie ein Tiger, aber da war der Geistliche eingetreten, und sie hatten gebetet. Und als der Unterricht, von dem er fast nichts gehört hatte — er hörte immerfort das andre —, aus gewesen war, wollte er sich über Kesselborn und Lehmann hermachen, aber sie

saßen nahe bei der Tür und waren schon weg, ehe er aus seiner Bank herauskonnte. Er sah sie nicht mehr. Aber er sah Blicke, in denen eine gewisse Neugier und Schadenfreude lauerte — oder war's ihm nur so?! Er war sich darüber nicht klar geworden, er hatte auch nicht weiter mehr darüber nachgedacht. Aber wie er nun das Gesicht der Mutter so dicht neben dem seinen im Spiegel erblickte, fiel ihm auf einmal alles wieder ein. Und schwer fiel's ihm ein, plumpste wie ein Stein in sein Denken.

„Ich sehe dir gar nicht ähnlich,“ sagte er noch einmal. Und dann belauerte er sie: „Dem Vater auch nicht!“

„O doch“, sagte sie hastig, „dem Vater sehr!“

„Keine Spur!“

Sie war heftig errötet, und nun sah er, daß sie jäh blaß wurde. Jetzt lachte sie, aber es war etwas Gezwungenes in ihrem Lachen. „Es gibt doch viele Kinder, die ihren Eltern wenig ähnlich sehen — das macht's doch nicht!“

„Nein, aber —!“ Er hielt auf einmal inne und sprach nicht weiter und zog die Brauen finster zusammen, wie er immer tat, wenn er angestrengt nachdachte. Und unter diesen zusammengezogenen Brauen hervor schoß er so scharfe, so mißtrauische, so prüfende Blicke in den Spiegel, daß Käte unwillkürlich zur Seite wich und ihr Kopf nicht mehr neben dem seinen im Glas zu sehen war.

Es hatte sie durchfahren mit plötzlichem Schreck: was meinte er, war's Absicht, daß er so sprach, oder sagte er's völlig unbefangen?! Was ahnte er — oder ahnte er nichts?! Was hatte man ihm gesagt, was wußte er?!

Ihre Hände, die sich jetzt an seinem Anzug zu schaffen machten — sie war niedergekniet und zupfte seine Beinkleider länger herunter —, waren voll nervöser Hast, zupften hier, zupften da und zitterten.

Er sah jetzt nicht mehr in den Spiegel, er sah auf die Kniende hinunter mit einer Miene, die sich nicht enträtseln ließ. Für gewöhnlich war sein Gesicht nicht ausdrucksvoll und weder schön noch häßlich, weder bedeutend noch unbedeutend — es war ein noch ungeprägtes, glattes, unausgereiftes Knabengesicht — aber nun war etwas darin, etwas Zweifelsndes, Unruhevolles, das es älter erscheinen ließ, in die Stirn Furchen zog und um den Mund Linien. Hinter dieser gekrausten Stirn schienen Gedanken zu

kreisen; die derben Nasenflügel bebten leise, die Lippenpreßten sich in einem Zucken aufeinander.

In dem Zimmer ward es ganz still. Die Mutter sprach kein Wort, der Sohn auch nicht. Draußen zwitscherten Vögel, man hörte jedes leiseste Piepen und das heimliche Summen des Frühlingswindes in den Niefenwipfeln.

Langsam erhob sich Käte von den Knien. Es wurde ihr schwer, aufzustehen, wie eine Lähmung fühlte sie's in allen Gliedern. Mit der Hand nach dem nächsten Möbel tastend, half sie sich auf.

„Zieh' dich nun wieder aus,“ sagte sie leise.

Er war schon dabei, sichtlich erleichtert, die ungewohnte Kleidung von sich streifen zu können.

Sie hätte so gern mit ihm gesprochen, irgend etwas ganz Gleichgültiges — nur sprechen, sprechen! — aber sie fühlte eine sonderbare Scheu vor ihm. Es war ihr, als könnte er zu

ihr sagen: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?!“ Und sie verstummte vor Angst.

Nun hatte er den neuen Anzug abgelegt und stand vor ihr mit der breiten Brust, die das nicht zugeknöpfte Hemd nackt ließ, mit den stämmigen Beinen, von denen die Strümpfe herabgerutscht waren, in seiner ganzen grobknochigen, nur halb bekleideten Derbheit. Sie wendete den Blick ab — war das schon ein großer Mensch! — und gleich darauf sah sie doch wieder hin: warum soll eine Mutter sich scheuen, ihr Kind zu betrachten?! Eine Mutter —?!
Vor ihren Blicken flimmerte es. Zur Tür schreitend, drehte sie nicht mehr den Kopf nach ihm, als sie sprach: „Ich gehe jetzt herunter. Du wirst wohl auch ohne mich fertig!“

Er murmelte etwas Unverständliches. Und dann stand er noch lange, halb bekleidet, und blickte so starr ins Spiegelglas, als könnten die Pupillen seiner Augen sich nicht bewegen. —

(Fortsetzung folgt.)

Gesang der Geister über den Wassern.

(Am Staubbach 1779.)

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels
Und, leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leiserauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,

Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Anflüg
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

J. W. Goethe.

Die Alpenwanderung des jungen Goethe (1775).

Von Dr. Albert Fischli.

(Bei Anlaß von Goethes 100. Todestag, 22. März 1932.)

Wir heutigen Bewohner eines um seiner Naturschönheiten viel besuchten und bewunderten Landes können nur schwer begreifen, daß es

einmal eine Zeit gegeben hat, wo man von der Schweiz als Hochgebirgsparadies noch nichts wußte. Und doch ist es so. Noch vor zweihun-